

„Die Armen lieben“ – Mitte des Charismas Mary Wards

von Martha Zechmeister CJ

Was bedeutet für Mary Ward „Liebe zu den Armen“? Und wie fordert dies die, welche Mary Wards Charisma zu leben versuchen, zur „Option für die Armen“ heraus? Der Beitrag versucht dies in einem Dreischritt zu beantworten: Erstens, die „Armut des Apostels“ und der „Dienst an den Armen“ ist konstitutiv für die ignatianische Lebensform, die Mary Ward zu der ihren und zu der ihrer Gemeinschaft macht. Zweitens, die frühen Biographien bestätigen die „Liebe zu den Armen“ als von Mary Ward praktisch gelebte Wirklichkeit. Drittens, Mary Wards radikale Option für die Armen ist nicht nur „Stachel im Fleisch“ der „Congregatio Jesu“, sondern Herausforderung und Ermutigung für alle, die heute darum ringen, den Weg Jesu zu gehen.

To love the poore
persever in the same
live dy and Rise with
them was all the ayme
of Mary Ward

„Die Armen zu lieben, darin beharrlich zu sein, mit ihnen zu leben, zu sterben und aufzuerstehen, das war das ganze Ziel Mary Wards ...“ So lautet die Inschrift auf dem Grabstein Mary Wards. Als Katholikin musste sie, obwohl sie in York starb, zunächst heimlich am nahe gelegenen anglikanischen Dorffriedhof in Osbaldwick bestattet werden. Die Inschrift, die erst Jahre später angebracht werden konnte, wurde wahrscheinlich von Mary Poyntz gemeinsam mit anderen der ersten Gefährtinnen formuliert. Es ist berührend, wie präzise in diesem Text auf den Punkt gebracht ist, was Mary Ward und ihr Charisma zuinnerst ausmacht.

1. Ignatianische Wurzeln

Wenn wir den Text auf dem Grabstein als die Formel betrachten, in der sich die Summe des Lebens Mary Wards verdichtet, so erweist sie sich darin als ganz und gar im ignatianischen Geist verwurzelte Frau. Auf dieses ignatianische Charisma, von dem Mary Ward geformt wurde, richtet sich deshalb unser Blick zuerst. Dabei geht es vor allem um die Einsicht in die wesentlichen Zusammenhänge.

1.1. Das Mysterium des dreieinigen Gottes und die Armut des Apostels

Helfen können dazu die „intimsten Texte“, die von Ignatius überliefert sind, die wenigen erhalten gebliebenen Seiten seines Geistlichen Tagebuchs. Wir begegnen in ihnen seiner berührenden Vertrautheit mit dem dreieinigen Gott; seiner Erfahrung, dass Vater und

Sohn ihre Beziehung zueinander für ihn öffnen und er in ihr Geborgenheit findet. Klarheit, Licht, Wärme – das sind die Metaphern, mit denen Ignatius zu beschreiben versucht, welches Echo dieses Geschehen in ihm hervorruft. Und fast befremdlich oft redet er von den Tränen, die diese überwältigende Erfahrung begleiten, von der gleichsam sein ganzes Sein überschwemmt wird.

Wesentlich für unsere Überlegungen ist in diesem Zusammenhang, dass diese in der Geschichte der christlichen Frömmigkeit einzigartige trinitarische Mystik des Ignatius nicht kontextlos im rein geistigen und a-materiellen Raum schwebt. Vielmehr wurde sie ihm ganz klar als Frucht seines Ringens mit einem sehr handfesten Problem geschenkt: In den Monaten, über die uns das Geistliche Tagebuch Auskunft gibt, bringt Ignatius die Frage vor Gott, wie in der jungen Gesellschaft Jesu das Gelübde der Armut konkret gelebt werden soll und wie dafür im Text der Konstitutionen die Weichenstellungen vorgenommen werden sollen. Ignatius entscheidet sich schließlich für eine möglichst wörtliche, fast möchte man sagen „materialistische“, Auslegung der Ordensarmut. Es geht nicht um eine bloß geistige Haltung oder um etwas „rein Spirituelles“, sondern es geht vielmehr darum, tatsächlich „nichts zu besitzen“ („de no tener nada“)¹, so dass dies die alltägliche Realität des Lebens bestimmt und prägt. Es geht um Wohnung, Kleidung, Nahrung, die Art sich fortzubewegen und um finanzielle Ressourcen.

Wie sehr diese scheinbar banale, leibhaftige Realität unseres Lebens für Ignatius darüber entscheidet, ob wir am Mysterium des dreieinigen Gottes Anteil gewinnen oder nicht, kommt an zwei Stellen des Tagebuchs besonders klar zum Ausdruck. So schreibt er am 23. Februar 1544:

„Beim Herrichten des Altars musste ich an Jesus denken, und ... es bewegte mich, ihm zu folgen. Mir schien innerlich: dass er das Haupt [oder der Anführer] der Gesellschaft ist, sei ein stärkerer Grund dafür, in aller Armut zu gehen, als alle anderen menschlichen Gründe ... Und es schien mir irgendwie Werk der Heiligsten Dreifaltigkeit zu sein, dass sich mir Jesus zeigte oder ich ihn verspürte, und es kam mir in Erinnerung, wann mich der Vater zum Sohn stellte.“²

Ignatius erinnert sich hier sieben Jahre später an die mystische Schau in La Storta, einem Vorort Roms. Mit seinen Gefährten auf dem Weg, um sich dem Papst zum Dienst in der Kirche zur Verfügung zu stellen, wird ihm die Erfahrung in die Seele gebrannt, die entscheidend in die Fundamente der Gesellschaft Jesu eingesenkt ist: Vom Vater zum Sohn gestellt zu sein, zu Jesus zu gehören, mit ihm vom Vater als Sohn im Sohn angenommen zu sein und mit ihm für das „Werk der Erlösung“ in Dienst genommen zu werden. Dieses „Zum Sohn gestellt zu Werden“ bedeutet jedoch zugleich, nach dessen Bild geformt zu werden: „Er, der reich war, wurde euret wegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen“ (2Kor 8,9). Diese „Logik“ der Erlösung und des Heilswillens Gottes prägt die Existenzform des „Gefährten Jesu“ und der „compañía de Jesús“.

¹ Ignatius von Loyola, Geistliches Tagebuch, 8. 9. 10. 11. Februar 1544, in: *Ders.*, Gründungstexte der Gesellschaft Jesu, Deutsche Werkausgabe Bd. 2, übersetzt von P. Knauer, Würzburg 1998, 354–359.

² Ebd., 373f.

Schon zwölf Tage vorher, am 11. Februar 1544, hatte sich in Ignatius das „Verlangen, nichts zu besitzen“ immer klarer durchgesetzt, und er erbittet dafür die göttliche Bestätigung. In diesem Kontext steht folgende Eintragung:

„Ich setzte mich nieder und betrachtete eher im Allgemeinen den vollen, den teilweisen und den Nicht-Besitz, aber es verging mir das Verlangen, noch irgendwelche Gründe anzuschauen. Zugleich kamen mir weitere Einsichten: Wie zuerst der Sohn die Apostel in Armut zum Predigen ausgesandt hatte und sie danach der Heilige Geist bestätigte, indem er ihnen seinen Geist und die Sprachen gab, und so, indem der Vater und der Sohn den Heiligen Geist sandten, alle drei Personen diese Sendung bestätigt haben.“³

Die Aussendung der Apostel betrachtet Ignatius hier als das Werk des dreieinigen Gottes, was in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist. Denn die Sendung der Jünger durch Jesus, das Reich Gottes zu verkünden, rückt Ignatius damit aufs engste mit der Sendung des Sohnes durch den Vater zur „Erlösung des Menschengeschlechts“ zusammen: Die Menschen, die sich für das Werk der Erlösung in Dienst nehmen lassen, werden so gleichsam ins innergöttliche Beziehungsgeschehen hinein genommen. Indem sie Anteil gewinnen am Heiligen Geist, dem Band der Liebe zwischen Vater und Sohn, wird ihnen zugleich die „Gabe der Sprachen“ geschenkt. In dem Maß also, in dem sie ins innergöttliche Kommunikationsgeschehen hineingezogen werden, werden auch sie selbst mit „kommunikativer Kompetenz“ begabt, werden sie ermächtigt, das Wort Gottes freimütig zu verkünden (vgl. Apg 4,31).

Darüber hinaus verdient es jedoch ein weiteres Moment an diesem kleinen Text aus dem Tagebuch des Ignatius hervorgehoben zu werden. Ignatius spricht ausdrücklich davon, dass der Sohn die Apostel „in Armut zum Predigen“ aussendet. Der Dienst der Verkündigung des Reiches Gottes und die Armut als Lebensform des Apostels gehören untrennbar zueinander. Für den, der dem Reich Gottes dienen will, ist die Armut als Lebensstil keine freiwillige asketische Übung, sondern „conditio sine qua non“, unverzichtbare Voraussetzung: „Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld, kein zweites Hemd“ (Lk 9,3). Die Armut des Apostels ist nicht sekundäre Zutat, sondern konstitutiv, ohne sie bleibt das Wort seiner Predigt ohne Kraft und ohne Autorität.

Folgerichtig schlägt sich dies in der Formula Instituti, in der Grundskizze des Ordens, die Ignatius dem Papst zur Bestätigung vorlegt, nieder:

„Da wir aber die Erfahrung gemacht haben, dass ein von aller Ansteckung der Habsucht möglichst entferntes und der evangelischen Armut möglichst ähnliches Leben froher, reiner und geeigneter zur Erbauung des Nächsten ist, und da wir wissen, dass unser Herr Jesus Christus seinen Dienern, die allein das Reich Gottes suchen, das Notwendige für Nahrung und Kleidung zukommen lassen wird, sollen die einzelnen und alle insgesamt immerwährende Armut geloben ...“⁴

³ Ebd., 358.

⁴ Ebd., 312f.

Jerónimo Nadal ist der unter seinen Mitbrüdern, dem Ignatius wie keinem anderen die Kompetenz zuspricht, das Wesentliche seines Charismas erfasst zu haben. Als Ordensvisitator beauftragt er ihn deshalb auch mit der authentischen Auslegung der Konstitutionen. Treffend präzisiert Nadal die besondere Note der ignatianischen Auffassung des Armutsgelübdes. Die Identität derer, die zur „compañía de Jesús“ gehören, ist die von Wanderaposteln, welche die Existenzform des armen Wanderrabbi Jesus teilen: Sie

„wissen um ihr Ziel, für das Heil und die Vollkommenheit aller Seelen zu sorgen ... Sie wissen, dass sie nicht so viele Häuser bauen oder besitzen können, um von diesen aus den Kampf zu beginnen. Unter diesen Voraussetzungen halten sie es für die ruhigste und sicherste Bleibe, wenn sie immer unterwegs sind, dabei den ganzen Erdkreis umschreiten, nirgends eine Bleibe haben, immer fremd, immer bettelnd, ohne jede Habe, auf nichts anderes bedacht, als Jesus Christus nachzuahmen, der nichts hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, und die ganze Zeit seines Predigens auf Pilgerfahrten verbrachte.“⁵

1.2. Nur im Dienst an den Armen erweist sich die Armut des Apostels als authentisch

Nadal wird nicht müde, diese „Unbehaustheit“ des Jesuiten als seine eigentliche Existenzform und das Auf-dem-Weg-Sein als sein eigentliches Zuhause einzuschärfen. Ihm ist nicht aufgetragen, sich einzurichten und sesshaft zu werden, auch nicht beeindruckende „apostolische Werke“ aufzubauen, sondern stets bereit zu sein, dorthin aufzubrechen, wo Menschen gefährdet und bedroht sind. Dabei kommt ein besonderer Vorrang denen zu, die sich im Windschatten der öffentlichen Aufmerksamkeit befinden, die nicht wahrgenommen werden und für niemanden zählen:

„In den Profeshäusern ist nicht die hauptsächliche und typische Bleibe der Gesellschaft, sondern auf dem Pilgerweg ... Dort sollen die Schafe, die zugrunde gehen, sorgfältig gesucht werden und Christus zugeführt werden. Denn das ist die besondere Eigenart ihrer Berufung, dass wir von Gott und der Kirche die Sorge für diejenigen erhalten haben, um die sich sonst niemand kümmert ... Die Gesellschaft scheint dadurch – bei aller Demut in Christus – eine Ähnlichkeit mit dem Stand der Apostel zu haben.“⁶

Die Armut des Apostels dient also keineswegs primär seiner „persönlichen Heiligung“. „Arm zu sein“ ist für sich genommen weder erstrebenswert noch eine Tugend. „Armut“ bezeichnet eine Not und einen Mangel, dem es abzuhelfen gilt. Die Armut des Apostels ist vielmehr die stringente Entsprechung zu dem Dienst, zu dem er gerufen ist und in dem er an der Sendung und am Geist Jesu teilhat; dem Geist, der ihn treibt, den Armen die frohe Botschaft zu bringen und den Gefesselten die Befreiung (vgl. Lk 4,18). Armut ist die vom Apostel geforderte Lebensform deshalb, weil die privilegierten Adressaten der Botschaft, die ihm zu verkündigen aufgetragen ist, die *Armen* sind. Sie sind, heute wie zur Zeit Jesu, die große Mehrheit der Weltbevölkerung, die keinerlei „religiöse Option“ für die Armut getroffen hat. Armut wird ihnen durch eine Ökonomie, die unmenschlichen Gesetzen gehorcht, und durch die Gier der Besitzenden als brutales Schicksal völlig unfreiwillig aufgezwungen. Keiner kann das Reich Gottes verkünden, keiner kann ernsthaft

⁵ Monumenta Historica Societatis Iesu (MHSJ) Bd. 90, 773f.

⁶ MHSJ Bd. 90, 195f.

Apostel Jesu Christi sein, der sich dieses himmelschreiende Elend der Vielen nicht zu Herzen gehen lässt und der sich nicht mit seiner ganzen Existenz dafür einsetzt, dass sie von ihrer Not befreit werden.

Im ersten Paragraphen der Formula Instituti definiert Ignatius feierlich das Ziel, zu dem die „compañía de Jesús“ gegründet wurde: die „Verteidigung und Ausbreitung des Glaubens“ und die „Hilfe für die Seelen“. Um diesem Ziel zu dienen, findet sich in diesem Paragraphen keinerlei Bruch oder „Schisma“ zwischen „geistlichen Diensten“ und „leiblichen Werken der Barmherzigkeit“. Auch gibt es keine Überordnung oder Privilegierung der einen gegenüber den anderen. Vielmehr soll sich die Gesellschaft Jesu „um nichts weniger ... zum Dienst für die, die sich in Kerkern oder Spitälern befinden, und zur Ausführung der übrigen Liebeswerke, wie es zur Ehre Gottes und zum gemeinsamen Wohl dienlich zu sein scheint, völlig umsonst und ohne irgendeinen Lohn für ihre Mühe in allen vorgenannten Arbeiten anzunehmen, als nützlich erweisen“⁷. Nadal bringt es auf den Punkt: „Kurz: Nichts, wodurch aus Liebe dem Nächsten geholfen werden kann, gehört nicht zu unserem Institut.“⁸

In der Solidarität und im aufrichtigen und beharrlichen Dienst an denen, die im höchst realen Sinn arm sind, erweist sich die Armut des Apostels im Sinne einer Lebensform als authentisch und glaubwürdig. Apostolische Armut realisiert sich im Dienst an denen, denen es an Nahrung, sauberem Wasser und anderen lebensnotwendigen Gütern wie Bildung und Gesundheit fehlt – oder sie bleibt eine wirklichkeitsfremde „fromme Tugend“, die als solche keinerlei Wert für das Reich Gottes hat.

Die Instructio, die Ignatius im 16. Jahrhundert für Magister Bastiano Romei in Ceprano geschrieben hat, bleibt Auftrag an die „compañía de Jesús“ heute: „Sucht die Kranken und Armen auf, die im Land ohne Zuflucht sein werden, und bemüht Euch, ihnen zu helfen; und wenn es Gefangene sind, besucht sie. Und von den Reichen oder denen es im Lande besser geht sucht Hilfe für sie zu bekommen, damit ihr den einen leiblich Gutes tut und den anderen geistlich ...“⁹ Alle, die sich vom ignatianischen Charisma inspiriert wissen, haben heute darum zu ringen, wie sie diesem Auftrag gerecht werden können: unter den Bedingungen des immer dramatischeren Auseinanderbrechens – sowohl der Menschheitsfamilie insgesamt wie auch der einzelnen Gesellschaften, – und in die Wenigen, die immer reicher werden, wie auch in die Vielen, die immer ärmer werden. Wer Ignatius und seiner Logik folgt, erweist den „Reichen“, „denen es besser geht“, gerade dadurch einen geistlichen Dienst, dass er sie zur Compassion, zur tatkräftigen Hilfe für die bewegt, welche dem Elend ausgeliefert sind.

⁷ *Ignatius von Loyola*, Gründungstexte, 305.

⁸ MHSJ Bd. 90, 141.

⁹ *Ignatius von Loyola*, Briefe und Unterweisungen, in: *Ders.*, Deutsche Gesamtwerke Bd.1, übersetzt von P. Knauer, Würzburg 1993, 431f.

2. Die Liebe zu den Armen als Wesensmerkmal des Charismas Mary Wards

Dass der Text auf ihrem Grabstein zu Recht als Summenformel des Lebens Mary Wards bezeichnet werden kann, ist auf vielfältige Weise bezeugt – zunächst schon dadurch, dass Mary Ward im Institutum von 1621/22, dem entscheidenden Gründungsdokument der Congregatio Jesu, auf kühne Weise den Text der Formula Instituti des Ignatius wörtlich übernimmt. Die Gründungsvision Mary Wards: „Take the same of the society“ – „Nimm das Gleiche von der Gesellschaft“ – gilt selbstverständlich auch im Hinblick auf die Interpretation des Armutsgelübdes und auf die zentrale Bedeutung, die der Dienst an den Armen im Selbstverständnis des Ordens Mary Wards von Anfang an einnimmt.

2.1. Die Praxis Mary Wards

Darüber hinaus finden sich in den frühen Biographien eine Reihe von Notizen, die diese Grundorientierung als gelebte Realität ihres Lebens ausweisen. In ihnen berichten die, welche mit ihr lebten, mit welchem Respekt und Feingefühl Mary Ward den Armen begegnete.

„Da sie große Liebe zur Armut hegte, so schloss sie auch die Armen in ihr Herz. Wenn sie ihnen daher ein Almosen gab, so tat sie es mit Achtung und höflichen Worten. Wenn man ihnen zu essen gab, wollte sie die gleiche Reinlichkeit angewendet wissen, wie wenn es um ihre eigene Person ginge ... denn sie war überzeugt, dass man in den Armen dem menschgewordenen Christus diene. Wenn die Armen sie oft auf der Straße um ein Almosen baten und sie nichts hatte, was sie ihnen hätte geben können, antwortete sie immer herzlich und bekundete ihnen, dass es ihr sehr leid tat, dass sie die Bitte abschlagen musste.“¹⁰ „Beim Dienst für die Armen tadelte Maria Ward, wenn zwei verschiedene Gerichte auf einen Teller gelegt wurden, oder wenn die Schüsseln nicht so rein waren, wie man sie den Vornehmsten servierte.“¹¹

In einem Brief, den Mary Ward 1624 in Perugia an die Oberin in Neapel schreibt, wird deutlich, dass sie es klar ablehnte, junge eintrittswillige Frauen nur deshalb abzuweisen, weil sie keine Mitgift mitbringen konnten. Den Jesuiten, die in dieser Frage eine andere Praxis befürworteten, trat sie klar entgegen: „Deinem letzten Brief entnahm ich, dass einige Mädchen bei uns eintreten wollten, aber von den Patres der Gesellschaft Jesu abgehalten wurden, weil sie keine Mitgift haben. Das hat mir sehr missfallen. Den Armen darf der Weg in unsere Gesellschaft nicht verschlossen werden. Es soll dich in einer solchen Sache die Autorität der Patres nicht von der Stelle bewegen.“¹²

Mary Ward erkennt, welche gefährliche Verkehrung darin liegt, gerade die im wörtlichen Sinn Armen nicht als Gefährtinnen Jesu anzunehmen, sondern im Gegenteil den Besitz zur Voraussetzung der Zulassung zum Orden zu machen. Weil sie diese paradox-

¹⁰ Italienische Vita [70], in: Mary Ward und ihre Gründung. Die Quellentexte bis 1645, hg. von U. Dirmeier, Münster 2007, Bd. 4, 144.

¹¹ Englische Vita [86v], in: Mary Ward und ihre Gründung Bd. 4, 83.

¹² Mary Ward und ihre Gründung Bd. 2, 60f.

perverse Logik durchschaut, ist das für sie nicht nur irgendein Vorfall, sondern vielmehr steht mit dieser Frage das Wesen ihrer Gründung auf dem Spiel. Frei von jedem Servilismus weist sie deshalb auch die gegenteilige Meinung einiger Jesuiten in diesem Punkt entschieden zurück. Mary Wards moralische Stärke in dieser Frage zeigt sich in einer weiteren Begebenheit in Neapel, welche die Englische Vita aus dem Jahr 1628 berichtet:

„... ihre Nächstenliebe kannte keinen Unterschied der Personen, ihrer Nation, ihrer Qualitäten oder ihres Zustandes wegen. Was sie hatte, hatte sie mehr, um es herzugeben, als um es zu besitzen.

Da war ein Kaufmann in Neapel, der ihr 1000 Kronen schuldete, in Gefahr des Bankrotts. Ein Priester und Ordensmann, dessen Orden der besagte Kaufmann eine weit geringere Summe schuldete, redete ihr zu, ihn als Hauptgläubigerin pfänden zu lassen, wonach der ganze Rest der Gläubiger das Recht gehabt hätte, sich auf ihn zu stürzen. Sie erwiderte: ‚Das wäre sein Verderben und in der Folge auch das seiner Familie!‘ Er entgegnete, es sei gegen die Klugheit, dies nicht zu tun, und sie würde alles verlieren. Worauf sie antwortete: ‚Und es ist gegen die Nächstenliebe, eine arme Familie ins Verderben zu stürzen.‘ Und sie betete zu Gott, er möge sie vor einer Klugheit bewahren, die der Nächstenliebe schade! Und das sagte sie mit einem solchen Abscheu, als wenn sie es nicht fassen könnte, wie jemand hoffen könnte, auf andere Weise gerettet zu werden. Und Gott gewährte ihr den Trost, dass ihre menschenfreundliche Geduld gute Folgen zeitigte.

Sie machte es uns zur Regel, dass die Nächstenliebe immer den Vorrang vor der Klugheit haben müsse, denn menschliche Klugheit und Nächstenliebe könnten schwerlich zusammengehen, und dass die meisten Menschen sich selbst großen Schaden zufügen, indem sie aus Gefälligkeit tun, was ihre höchste Pflicht ist. Dass wir verpflichtet sind, unsere Leben für die Seelen unserer Nächsten zu geben, und unsere Güter für ihre Leben, und zwar nicht unseren Überfluss, sondern das, was wir wirklich spüren.“¹³

Mary Ward hatte insgesamt offenbar eine recht eigentümliche „Logik“ im Umgang mit Geldangelegenheiten. 1630 auf dem Weg von Rom nach München in einer Situation der Geldnot, die ihre ständige Begleiterin war, brachte sie dies auf den Punkt: „Ich habe ein gutes Mittel, dass unser Geld immer ausreicht, wenn wir nämlich keinem Armen das Almosen versagen.“¹⁴

Bereits 1631 war das Institut Mary Wards durch die Bulle Urbans VIII. aufgehoben worden. München wurde zu dieser Zeit schwer von den Wirren am Ende des Dreißigjährigen Kriegs geschüttelt, und die Schwestern hielten sich dort nur mehr mit Duldung des Kurfürsten auf, der ihnen schon zweimal Geld gegeben hatte, nur damit sie endgültig abreisen könnten. Da der Kurfürst selbst pleite war, flossen weitere Zuwendungen sehr spärlich. Die Schwestern, offiziell nun eine Gemeinschaft von Laien, konnten 1635 die Erlaubnis erwirken, die Schule wieder zu eröffnen. Der Unterricht war kostenlos, nur für das Internat musste Kostgeld bezahlt werden. In dieser elenden Situation, in der die Schwestern selbst kaum wussten, wovon sie leben sollten, schreibt Mary Ward an die Oberin Winefried Bedingfield: „Meine Liebe Winn! Jesus verhüte, dass Du von irgendeinem Kind, das Du unterrichtest, auch nur einen Pfennig für Fenster, Holz oder sonst irgendetwas verlangst. Um Gottes willen, wenn Du dieses Werk der Nächstenliebe ausübst,

¹³ Englische Vita [84v–85r], Mary Ward und ihre Gründung Bd. 4. 81f.

¹⁴ Ebd. [39v], 38f.

tu es doch, wie es sich nicht anders von Dir erwarten lässt, nicht um des Geldes willen; sonst, liebe Winn, folge meinem armen Rat und lass es ganz bleiben, Vale!“¹⁵

Zur selben Zeit begann Sr. Anna Röhrl, die erste Deutsche, die eingetreten war, die durch die Kriegsereignisse zahlreichen Waisenkinder zu sammeln. Zuerst nahm sie sie einfach zu sich ins Paradeiserhaus, dann erwarb man in der Löwengrube, nicht weit vom Paradeiserhaus, „unter großen finanziellen Opfern“ ein eigenes Haus für die Kinder, weil es im Paradeiserhaus zu eng wurde. Die Mädchen wurden unentgeltlich gepflegt und unterrichtet. Anfangs erhielt man nur gelegentlich milde Gaben, hatte also keine festen Einkünfte. Erst aus den Jahren 1711 und 1717 sind erste Stiftungen für das „Arme Mädchen Haus“ bekannt. Die Schwestern haben sich also in der schlimmsten Zeit der Schwächsten angenommen, allein im Vertrauen, dass genug Spenden fließen würden, um den Betrieb aufrechtzuerhalten.

Im 18. Jahrhundert wurde der österreichischen Generaloberin Franziska Freiin Hayden zu Dorff vorgeworfen, dass im Internat kein Unterschied gemacht werde zwischen den zahlenden Schülerinnen und den Schülerinnen mit Freiplätzen. Sie antwortete, ihr erscheine das Kostgeld der „vermögliichen“ Schülerinnen sehr angemessen im Vergleich zu dem, was geboten werde, und es sei doch nur christlich, wenn ein wenig davon ärmeren Schülerinnen zugute komme.

2.2. Die neuere Entwicklung im Orden

„Die Armen zu lieben“ und Menschen in Not tatkräftig zu helfen, gehören von der Gründung an zu den besten Traditionen der Congregatio Jesu. Seit der Generalkongregation 1993 und verbunden mit dem Bemühen, dem eigenen Gründungscharisma treuer zu entsprechen, setzte jedoch eine Entwicklung ein, durch welche sich die Gemeinschaft dieses Erbes zunehmend in neuer Frische bewusst wurde. Inspirierend war dabei gewiss auch das Beispiel und die jüngere Geschichte der Gesellschaft Jesu, so wie sie sich in den berühmten Sätzen der 32. Generalkongregation der Jesuiten verdichtete: „Was heißt heute Jesuit, Gefährte Jesu sein? Sich unter dem Kreuz im entscheidenden Kampf unserer Zeit einsetzen: im Kampf für den Glauben, der den Kampf für die Gerechtigkeit mit einschließt.“

Einerseits setzte sich in der Congregatio Jesu nach und nach die Erkenntnis durch, dass sich ihr Dienst am Glauben nicht nur durch ihr Bildungsapostolat vollzieht, sondern dass das soziale Engagement in gleicher Weise zu den ihr eigenen Aufgaben und Tätigkeiten gehört. Andererseits wurde jedoch auch immer klarer, dass sich die „Liebe zu den Armen“ nicht in Wohltätigkeit und Sozialarbeit erschöpfen darf. Vielmehr fordert diese Liebe darüber hinaus das mutige und kreative Engagement für die Gerechtigkeit und den Kampf gegen die Strukturen, durch die Menschen in die Armut getrieben werden. Dieser Prozess bringt es mit sich, dass die Lebensweise jeder einzelnen Gefährtin, wie auch die des Ordens insgesamt auf den Prüfstand gestellt wird. Denn die „Liebe zu den Armen“ bleibt nicht beim Einsatz *für* die Armen stehen, sondern führt vielmehr zur Sehnsucht und zur Bereitschaft, *mit* ihnen zu leben. Die Entwicklung im Orden findet ihren Ausdruck im

¹⁵ Mary Ward und ihre Gründung Bd. 3, 486.

Abschlussdokument der Sozialkonferenz 2006 in Allahabad (Indien). Die Option für die Armen wird in ihm als Option vor allem für benachteiligte Frauen und Kinder konkretisiert, da sie weltweit die schutzlosesten und gefährdetsten Opfer von Armut und Ungerechtigkeit sind.

„Wir werden besondere Sorge tragen für Frauen, die weniger soziale Sicherheit haben, weniger gut ausgebildet sind, weniger Lohn erhalten, sexuell ausgebeutet und Opfer von Diskriminierung werden. Darum bekräftigen wir unsere Option für benachteiligte Frauen; wir wollen sie stärken und ihnen Hoffnung geben. Diese Option dehnen wir auf die Kinder aus, weil sie an vielen Orten die Ärmsten sind, die am meisten Ausgebeuteten, materiell und in ihrer emotionalen Entwicklung benachteiligt ... Dies nötigt uns, in authentischer Weise mit ihnen ‚Leben zu teilen‘, so dass wir, wenn wir mit den Armen leben, ihr Anwalt für Veränderung sein können, indem wir ungerechte soziale Strukturen aufdecken. Es erscheint uns nötig, unsere Sendungen erneut in den Blick zu nehmen, auf den Prüfstand zu stellen und neu zu strukturieren, so dass die Option für die Armen eine Realität wird ... Im Geiste Mary Wards sollten wir – aus einer tiefen Erfahrung mit dem ‚armen Jesus‘ – mehr prophetischen Geist entwickeln. ‚Glaube, der Gerechtigkeit schafft‘, muss seine spezielle Ausprägung im jeweiligen kulturellen Kontext finden.“¹⁶

3. „Die Armen lieben“: Auftrag an die Congregatio Jesu heute

Das Grundmotiv, „die Armen zu lieben“, zieht sich vom Lebenszeugnis Mary Wards bis zur Sozialkonferenz in Allahabad durch die 400-jährige Geschichte der Congregatio Jesu. Ausklingen soll diese Reflexion mit dem Versuch, dieses Erbe gebündelt darzustellen und zu fragen, was es heute für den Orden und seine Praxis konkret bedeutet.

3.1. *Reichtum trennt von Gott – von Jesus – vom Reich Gottes*

Zunächst: So wenig „differenziert“ es klingen mag und so unbequem und anstößig dies auch sein mag, Ignatius und Mary Ward hinterlassen eine klare Botschaft an die, die sich ihnen als Gefährten und Gefährtinnen Jesu anschließen möchten: „Reichtum“ trennt von Gott und von den Mitmenschen – und er ist das hauptsächliche und fundamentalste Hindernis, um Jesus nachzufolgen.

Die Tafel 38 des „Gemalten Lebens“ Mary Wards¹⁷ mag dazu als plastische Illustration dienen. Die Bildunterschrift zu dieser Tafel lautet: „Maria hat anno 1625 zu Rom an dem Fest des heiligen Petri ad Vincula, da sie das Institut Gott eifrigst anbefahl, klar erkannt, dass dessen Wohlfahrt, Fortgang und Sicherheit nicht in Reichtum, Hoheit und Fürstengunst bestehe, sondern dass des selbigen Glieder einen freien Zugang und offenen Pass zu Gott haben, von dem alle Stärke, Licht und Schutz herkommen muss.“ Dargestellt ist auf dem Bild in naiver Weise, wie Mary Ward, die in der Kirche San Pietro in Vincoli betet, durch einen Strahl aus Licht und warmen Farben mit Gottvater verbunden ist. Neben Mary türmen sich Schätze aus Gold, Kronen, Zepter und Schwerter zu einem Berg

¹⁶ Botschaft der Sozialkonferenz 2006 der Congregatio Jesu in Allahabad/Indien.

¹⁷ Das „Gemalte Leben“ sind 50 Bildtafeln aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die zentrale Szenen aus der Biographie Mary Wards darstellen.

auf. Die Insignien von Herrschaft und Gewalt sind dort gleichsam auf dem Müll gelandet, denn sie hat ihre Sicherheit in Gott gefunden. Dieses Bild veranschaulicht umgekehrt auch drastisch die Gefahr, wie schnell die Akkumulation von Vermögen und Macht zur unüberwindlichen Barriere zu werden droht, die uns von Gott trennt und uns den Zugang zu ihm verwehrt.

Dieselbe „naive“ und zugleich deutliche Sprache spricht die „Besinnung über die zwei Banner“ im Exerzitienbuch¹⁸. Ignatius stellt die Strategien der beiden „Feldherren“ Christus und Luzifer einander gegenüber. Beide trachten danach, Menschen für sich zu gewinnen. Luzifer, der „Todfeind der menschlichen Natur“, fordert seine Dämonen auf: „Dass sie zuerst mit der Begierde nach Reichtümern in Versuchung führen sollen, wie dies in den meisten Fällen zu geschehen pflegt ...“ Christus hingegen schickt seine „Knechte und Freunde“ aus, „indem er ihnen empfiehlt, allen helfen zu wollen, indem sie sie zuerst zu höchster geistlicher Armut und, wenn seiner göttlichen Majestät damit gedient ist und sie sie erwählen will, nicht weniger zur aktuellen Armut bringen ...“ Offensichtlich ist für Ignatius die „Begierde nach Reichtümern“ das Einfallstor, durch das der Satan die Menschen am leichtesten unter seine Gewalt bringt, um so sein unmenschliches Reich aus Zwang und Gewalt zu errichten. Christus zwingt nicht, er lädt ein, er setzt auf Beziehung und Freiheit. Doch mit ihm zu arbeiten, damit die Erde zu einem „schönen und anmutigen Ort“ werden kann, setzt als ersten und fundamentalen Schritt die Bereitschaft zur Armut voraus. Wer „die Reichtümer“ nicht loszulassen vermag, schließt sich selbst aus der Gemeinschaft mit ihm aus.

Was bei Ignatius und Mary Ward in der eigenartigen Bildsprache des 16. und 17. Jahrhunderts begegnet und dem modernen Menschen als übertrieben, radikal und unzumutbar erscheint, ist nichts anderes als die schlichte Botschaft des Evangeliums selbst. So erzählt der Evangelist Markus von jenem jungen Mann, der zu Jesus kommt und mehr tun will, als bloß die Gebote zu halten. Jesus fasst Zuneigung zu ihm und sagt: „Eines fehlt dir noch: Geh, verkaufe, was du hast, gib das Geld den Armen, und du wirst einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach!“ Jesus benennt die Bereitschaft, sich vom Besitz zu lösen, klar als Voraussetzung dafür, mit ihm zu leben und mit ihm zu gehen. Von dem jungen Mann in der Erzählung des Markusevangeliums hat er damit zuviel verlangt. Dieser „ging traurig weg; denn er hatte ein großes Vermögen“. Jesus aber sagt zu seinen Jüngern: „Wie schwer ist es für Menschen, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen!“ Und als diese entsetzt sind über dieses harte Wort, setzt er noch eins drauf: „Meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen! Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt“ (vgl. Mk 10, 21–25).

3.2. Wider die „scheinheilige Vergeistigung des Evangeliums“ (D. Bonhoeffer)

Die lange Tradition, solchen Texten den Stachel zu ziehen, ist nur allzu bekannt. Durch die Geschichte des Christentums hindurch wurde alle Interpretationskunst aufgeboten, um die Forderungen Jesu zu entschärfen und so seine Nachfolge „lebbar“ zu machen. Nur

¹⁸ Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, Nr. 136–147, in: *Ders.*, Gründungstexte, 160–165.

wenige haben es gewagt, dagegen aufzubegehren. Einer von ihnen ist Dietrich Bonhoeffer. In seiner Predigt zur Parabel vom „reichen Prasser und vom armen Lazarus“ arbeitet er klar die Botschaft heraus: Wer selbst im Überfluss lebt, seine Hilfe aber dem verweigert, der an seiner Tür zugrunde geht, der hat sein ewiges Heil verspielt. Am Ende dieser Predigt schreit Bonhoeffer gleichsam auf:

„Woher nehmen wir die wahnsinnige Überheblichkeit, diese Dinge, die Christus sehr handgreiflich gesehen und getan hat, zu vergeistigen? Wir müssen ein Ende machen mit dieser unverfrorenen, scheinheiligen Vergeistigung des Evangeliums. Nehmt es, wie es ist, oder hasst es aufrichtig! ... Ist es nicht geradezu zynisch, wenn man vom himmlischen Trost redet, weil man irdischen nicht geben will? ... Zeigt es nicht, daß man im Grunde das Elend gar nicht ernst nimmt, sondern sich zynisch hinter frommen Phrasen verbirgt?“¹⁹

In der Bannerbetrachtung des Exerzitienbuchs ist nicht etwa die „geistliche Armut“ die höhere, „spirituellere“ Stufe, auf der die äußere Realität des Besitzens oder Nicht-Besitzens relativiert wäre. Für Ignatius gilt vielmehr genau die umgekehrte Ordnung: Die „geistliche Armut“ ist die erste Stufe, um von ihr aus die „größere Gnade“ zu erbitten, die „pobreza actual“, wie es im spanischen Autograph heißt. Diesen eigentümlichen Ausdruck übersetzt Hans Urs von Balthasar mit „äußerer Armut“ und trifft damit wohl das Wesentliche. Im Text über die drei Weisen der Demut findet sich eine ähnliche Wendung: „Die dritte ist vollkommenste Demut, nämlich wenn ich, ... um Christus unseren Herrn nachzuahmen und ihm aktueller ähnlich zu sein, mehr mit dem armen Christus Armut will und erwähle als Reichtum“ (EB 167). Hier ist nicht vom „Haben, als hätte man nicht“ die Rede, und auch nicht von der „Armut als geistlicher Grundhaltung“. Es geht vielmehr darum, dem armen Wanderrabbi Jesus in der Tat ähnlich zu werden: wirklich, konkret, handfest, im Hier und Jetzt des eigenen Lebens. Ignatius ist sich sehr wohl bewusst, dass dies jeden, der sich auf diesen Weg einlässt, restlos überfordert. Deshalb auch seine umständliche Formulierung: „wenn seiner göttlichen Majestät damit gedient ist und sie sie erwählen will“. Christus ähnlich zu werden ist nicht Ergebnis eigener asketischer Leistung und moralischer Anstrengung, sondern Erwählung und Gnade. Doch wer sich von dieser Gnade wirklich ergreifen lässt, dessen konkretes, leibhaftiges, reales Leben wird zunehmend jesuanische Züge annehmen.

Das fundamentale „Dogma“ des Wirtschaftssystems, das die gegenwärtige Weltordnung bestimmt und das im Zeitalter der Globalisierung zu universaler Herrschaft gelangt ist, lautet: Dem „natürlichen“ Drang des Menschen, möglichst viel Reichtum zu akkumulieren, sei ungehindert freier Lauf zu lassen. Denn nur dies bedeute Wachstum und Fortschritt für alle. Nur wenn der Reichtum der Reichen wachse, könne auch nach und nach etwas davon für die Armen „durchsickern“ (Trickle-Down-Theorie). Dieses System befindet sich zwar gegenwärtig in der gravierendsten Krise seiner bisherigen Geschichte, dennoch sind die Entscheidungsträger an den ökonomischen und politischen Schaltstellen weit davon entfernt, es ernsthaft als solches in Frage zu stellen. Vielmehr laufen enorme Anstrengungen, vielfach auf Kosten der Verletzlichsten, um es aufs Neue zu stabilisieren und am Laufen zu halten.

¹⁹ D. Bonhoeffer, Predigt zu Lukas 16,19–31, in: Dietrich Bonhoeffer Werke Bd. 11, 430.

Wer die „Betrachtung über die zwei Banner“ des Exerzitienbuchs auf dem Hintergrund der gegenwärtigen Ereignisse auf den internationalen Finanzmärkten neu zu verstehen versucht, sieht sich mit einer höchst aktuellen Botschaft konfrontiert: Es hat etwas wahrhaft Dämonisches an sich, wenn materielle Ressourcen nicht mehr Mittel sind, um dem Leben zu dienen, dem eigenen und dem der anderen, sondern wenn die Sucht und die Gier, diese Ressourcen zu akkumulieren und aus ihnen Profit zu schlagen, zur Quelle perverser Lust werden. Wenn mit horrenden Summen spekuliert und so mit Leben und Tod von Millionen von Menschen gepokert wird, werden höchst real „Netze und Ketten“ über die ganze Erde ausgeworfen und eine „furchtbare und schreckliche“ Herrschaft errichtet. Es ist fast unmöglich, bei diesem Geschehen die handelnden Subjekte zu benennen und zur Verantwortung zu ziehen. Denn es ist den „Dämonen“ eigen, dass sie antlitzlos und a-personal bleiben; ihre Identität verbirgt sich hinter einer bedrohlichen Wolke von „Feuer und Rauch“.

Wir Christen sind kaum gewohnt, die Fakten, mit denen wir täglich von den Medien überflutet werden, mit dem Evangelium und unserem Glauben in Beziehung zu setzen. Denn die religiöse Sprache, derer wir uns bedienen, pflegt sich nicht mit äußerer Realität zu „beschmutzen“, sondern bleibt weithin ätherisch und wirklichkeitsleer. Und dennoch: Soll das Evangelium nicht seines Sinns beraubt werden, kann dieser „Logik der Welt“ gar nicht klar genug die „Logik Gottes“ gegenübergestellt werden. „Rettung“ bringt gemäß dieser göttlichen Logik nicht die Dynamik, die das natürliche Gewinnstreben des Menschen freisetzt, und auch nicht das Sichern und Ausbauen des je eigenen Wohlstands, der dann den „Luxus der Wohltätigkeit“ gegenüber den Verlierern erlauben würde. Gott stellt diese „Logik der Welt“ vielmehr völlig auf den Kopf. Er ist nicht „potenter Wohltäter“, sondern rettet, indem er nichts für sich behält, sich den Habenichtsen ohne Vorbehalt angleicht und ausliefert – und sich so schutzlos und verwundbar macht. Dieses „verrückte“ Tun Gottes mutet Paulus allen Christen als Richtmaß ihrer eigenen Praxis zu: „Denn ihr sollt so gesinnt sein, wie es auch Jesus Christus war“ (Phil 2,5). Wer sich den Gehalt solcher Texte nicht durch fromme Rhetorik vernebeln lässt, muss erkennen, dass eine solche Aufforderung gemäß der „Logik der Welt“ nur in den wirtschaftlichen Bankrott und in den menschlichen Ruin treiben kann. Dennoch ist sie die einzige Rettung aus der Falle des mit tödlicher Konsequenz auf den Untergang zusteuernenden kollektiven Egoismus. Nochmals im Anklang an Ignatius: Die menschen-mörderische Dynamik, welche die „Begierde nach Reichtümern“ freisetzt, lässt sich nicht durch bloße Mäßigung und Schadensbegrenzung brechen – sondern nur durch eine radikale Trendwende: „mehr mit dem armen Christus Armut“ zu wollen und deshalb mehr zu wünschen, „als nichtig und töricht um Christi willen angesehen zu werden, denn als weise und klug in dieser Welt“²⁰.

3.3. „Armutsgelübde“: Öffentliches Bekenntnis zur „Logik Gottes“

Angesichts der Tatsache, dass sie feierlich geloben, dem evangelischen Rat der Armut zu folgen, müssten die Ordensleute von einem „heiligen Erschrecken“ erfasst werden. Denn sie bekennen sich damit bindend und öffentlich zu dieser „verrückten Logik Gottes“ und

²⁰ Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen, Nr. 167, in: *Ders.*, Gründungstexte, 172.

zur Bereitschaft, von ihr die eigene Existenz bestimmen und prägen zu lassen. Wer die Herausforderung und Überforderung, die dies bedeutet, vorschnell mit frommer Rhetorik stilllegt, liefert damit das Ordensleben der Gefahr aus, zur frommen Farce zu verkommen.

Angesichts der erdrückenden Realität, dass mindestens 1,2 Milliarden Menschen, also mehr als ein Sechstel der Menschheit, in extremer – und das heißt lebensbedrohlicher – Armut leben, verbietet es sich von selbst, im Kontext des Ordenslebens den Begriff „Armut“ leichtfertig in den Mund zu nehmen. 963 Millionen Menschen hungern²¹, und mehr als 30 Millionen sind weltweit auf der Flucht vor massiver Gewalt²². Solche Zahlen verdecken die Realität der Armut mehr, als sie diese offenbaren würden, da sie die individuellen Schicksale und das unsägliches Leid, das hinter den Zahlen steckt, nicht zur Sprache zu bringen vermögen. Sie machen jedoch deutlich, dass es geradezu schamlos wäre, würde sich jemand als „arm“ bezeichnen, der sich dreimal täglich satt isst, der Wohnung und Arbeitsplatz als gesichert erachten kann, und für den die medizinische Versorgung garantiert ist.

Wenn sich Ordensleute nun entschlossen und selbstkritisch von aller Selbstrechtfertigung verabschieden, wie kann dann überhaupt redlicherweise dieses Experiment, sich auf den evangelischen Rat der Armut einzulassen, gelebt werden? Wie können sie „Armut“ leben, wenn von vorneherein klar ist, dass es Heuchelei wäre, würden sie die unaufhebbarere Differenz verwischen wollen: zwischen ihrem freiwilligen Entschluss und dem als Schicksal zugemuteten Elend, aus dem kaum ein Entrinnen möglich ist und welches Leben schädigt, behindert und auslöscht? Es ist klar, dass die Antwort auf diese Frage ein unabgeschlossenes Ringen bleiben wird, das je neu mit der eigenen Existenz einzuholen ist. Hier nur der Versuch, mit ein paar Linien Wesentliches anzudeuten:

„Schocktherapie des Heiligen Geistes“ sollten die Orden sein, formulierte in den 70er Jahren Johann Baptist Metz.²³ Kirchlich wie gesellschaftlich scheinen heute „leisere Töne“ opportun zu sein. Deshalb hat sich jedoch keineswegs die kritische Anfrage an das Ordensleben erledigt, die in einer solchen Formulierung steckt. Wäre dies nicht tatsächlich das erste, das ein Leben nach dem evangelischen Rat der Armut zu sein hätte: eine kraftvolle „prophetische Zeichenhandlung“, die freiwillig und provokant aus dem fieberhaften Wettlauf nach Ressourcen und Macht „aussteigt“ und entschlossen die Nähe der „Verlierer“ sucht, die in keiner Weise für das eigene Vorankommen nutzbar gemacht werden können. Eine solche Zeichenhandlung deckt die „Sünde der Welt“ auf: die grausame Spaltung der Menschheit in die, „die dazu gehören“, und in die Abgeschriebenen, Ausgeschlossenen, Überflüssigen. Sie offenbart die Kälte und Unmenschlichkeit berechnender Beziehungen, die den anderen als Baumaterial der eigenen Karriere instrumentalisieren, in der modernen Business-Sprache „networking“ genannt. Sie teilt die Menschheit nicht ein in die, denen eine „Greencard“ ausgestellt wird, weil ihre Intelligenz und Arbeitskraft mit Profit ausgebeutet werden kann, und die Unzähligen, deren Untergang für die wirtschaftlich Potenten nicht wirklich bedauernswert ist, weil durch ihren Tod der

²¹ Welthungerbericht der UN-Organisation für Landwirtschaft und Ernährung (FAO) 2008.

²² Statistik der UNHCR (UN Refugee Agency) vom Januar 2009.

²³ J.B. Metz, *Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge*, Freiburg 1977.

Überbevölkerung der Erde gegengesteuert wird. Und das Wichtigste bei all dem, sie führt schließlich zur Erfahrung: Menschlichkeit ist möglich! Sie führt zu einer völlig neuen Qualität des Lebens und der eigenen Lebendigkeit. Die herzliche und interesselose Gemeinschaft mit den „outcasts“ lässt lernen zu lachen, zu weinen, zu lieben, zu trauern, zu tanzen und zu feiern.

Dieser Lernprozess braucht Geduld und Zeit, und er offenbart, wie oft gerade religiöse Formation mehr dazu angetan ist, fundamental Menschliches zu unterdrücken und zu „verlernen“, anstatt es einzuüben. Es wird Zeit brauchen, Berührungsgänge abzubauen und sich selbst berührbar und verletzlich zu machen. Nur langsam wird der Mut wachsen, sich der Welt der Armen wirklich auszusetzen, mit ihnen zu essen, zu arbeiten, zu beten und vor allem ihnen wirklich zuzuhören. Es braucht zähe Geduld, um die Versuchung zur Selbstgerechtigkeit zu überwinden, die sich selbst für den besseren Menschen und das Unheil der anderen für selbstverschuldet hält – und die zuerst nach den „moralischen Qualitäten“ fragt, bevor sie zu helfen bereit ist. Es wird Zeit brauchen, bis die Gemeinschaften der Ordensgemeinschaften sich zu Oasen der Gastfreundschaft wandeln, in denen sich gerade diejenigen herzlich und unkompliziert aufgenommen erfahren, denen der Zutritt in „bessere Kreise“ aufgrund ihrer begrenzten Mittel verwehrt ist. Dieser Lernprozess setzt die Bereitschaft voraus, sich der Kritik der anderen – und zwar gerade der Kritik der Armen – redlich auszusetzen. Wenn Ordensleuten von den wirtschaftlich Potenten der Vorwurf gemacht wird, „weltfremd“ zu sein, ist dies nicht weiter schlimm. Sie sind jedoch in der Gefahr, sich selbst und das Evangelium zu verfehlen, wenn sie nicht bereit sind, sich von den Armen sagen zu lassen, wie gespreizt, gekünstelt und wirklichkeitsfremd – und wie weit entfernt von der Praxis Jesu – vieles von dem ist, was ihre Lebenswelt und ihr Selbstverständnis prägt.

Der evangelische Rat der Armut hat nichts mit freudloser Knauserigkeit zu tun, und einer solchen prophetischen Existenz in der Tradition Jesu haftet nicht der Fanatismus und die Bitterkeit frustrierter „Weltverbesserer“ an. Es gibt keine Nachfolge und keine Nähe zu Jesus, die sich in „bloßer Innerlichkeit“ vollziehen könnte. „Nachfolge“ bleibt im Bereich frommer Illusionen stecken, wenn sie sich nicht entschieden und konsequent tatsächlich auf den Weg macht zu den „Armen“, denen heute die Seligpreisungen gelten: zu den Familien in der Armutsfalle, zu den sexuell ausgebeuteten Frauen und den Kindern, die auf der Straße leben müssen, zu den Wohnungs- und Beschäftigungslosen, zu den Alkohol- und Drogenkranken mitten in den Zentren unserer hochentwickelten Gesellschaften, zu den Migranten, die verzweifelt nach einem Ort suchen, der ihnen und ihren Familien ein Auskommen ermöglicht, und zu denen, die im Windschatten medialer Aufmerksamkeit in den Todeszonen unserer Erde täglich zu Tausenden zugrunde gehen. Die, welche sich auf den Weg machen, werden alles daransetzen, Hungernden zu essen zu geben, Kranke zu heilen, Dämonen auszutreiben. Vor allem aber wissen sie, dass sie gerade so die „mystische Tiefendimension“ des Ordenslebens, radikale Gottsuche, leben. Konkret und ohne irgendwelche Sophismen spricht Jesus davon, wo er sich finden lässt und wo er zurückgestoßen wird (Mt 25). Wie abgehoben, elitär und wirklichkeitsleer muten dagegen viele „spirituelle“, vielfach ökonomisierte Angebote an, mit denen suchende Menschen betrogen werden.

Auch die Orden selbst sind immer wieder auf einzelne Propheten und Prophetinnen angewiesen, durch die ihnen ihr ureigenstes Charisma in Erinnerung gerufen und ihnen ihr Maß an geschmeidiger Anpassung an die „Welt“ kritisch bewusst gemacht wird. Doch der Auftrag, den evangelischen Rat der Armut zu leben, kann nie bloß der eines Einzelnen bleiben, er gilt immer auch der Gemeinschaft als Ganzer. Es ist bedauerlich, dass die „Praxis der Armut“ in den Ordensgemeinschaften oftmals zu einem Zerrbild regrediert ist, das den Einzelnen und die Einzelne in einer Art infantiler Abhängigkeit hält, die mit ökonomischer Ahnungslosigkeit und Verantwortungslosigkeit einhergeht. Eine Gemeinschaft und „Vernetzung“ von erwachsenen Menschen, die gemeinsam von der Sehnsucht getrieben sind, das Evangelium beim Wort zu nehmen, kann gar nicht anders, als öffentlichen und politischen Gebrauch von den gemeinsamen Ressourcen, wie Besitz, Bildung und Macht, zu machen. Dies erfordert den Mut, sich für die „Armen“, als den Privilegierten der Reich-Gottes-Botschaft, klar zu exponieren und mit allen legitimen Mitteln für sie wirksam Partei zu ergreifen. Zivilcourage, nach innen und nach außen, ist so eine der wichtigsten „evangelischen Tugenden“, die schon in den Noviziaten einzuüben wäre.

Ein Leben nach dem evangelischen Rat der Armut in kommunitärer Verantwortung bedeutet, sich definitiv von jeder Art „Assistentialismus“ und „Paternalismus“ zu verabschieden. „Herablassung“ degradiert die Armen zu Objekten der Fürsorge und fixiert sie in Asymmetrie und Abhängigkeit – auch noch so gut gemeinte „Wohltätigkeit“, welche die Strukturen der Ungerechtigkeit verschleiert, macht sich zum Komplizen derer, die von ihr profitieren. Es erfordert schließlich, die materielle Basis einer Ordensgemeinschaft entschlossen in den Dienst dieses Engagements zu stellen und die Möglichkeiten der Orden als weltweites soziales Netzwerk mit einer Jahrhunderte langen Erfahrung als Global Player klug und effektiv zu nutzen. Dabei bleibt klar, dass das Spezifische der ignatianischen Berufung, „über die Welt hin unterwegs zu sein“²⁴, nicht bedeuten kann, die Privilegien des internationalen Jet-Set zu teilen, sondern dass uns dieses Charisma vielmehr in die Schicksalsgemeinschaft mit den Flüchtlingen und Migranten einweist. „Über die Welt hin unterwegs zu sein“ verbietet, sich damit zu beruhigen, die Solidarität auf den jeweils eigenen Gesichtskreis zu beschränken.

Keinesfalls darf ein Leben nach dem evangelischen Rat der Armut mit sozialromantischer Traumtänzerie verwechselt werden und zur Rechtfertigung ökonomischer Inkompetenz missbraucht werden. Gerade um des Einsatzes für die Armen willen sind Realismus und wirtschaftlicher Sachverstand dringend von Nöten. So wie für Ignatius, der seiner Gründung die strengst mögliche Form der Armut auferlegt hat, in dem Moment, in dem er Kollegien einrichtete, auch klar war, dass er sie mit Finanzen ausstatten muss, um den dort Studierenden eine gründliche Ausbildung zu ermöglichen, so werden auch heute Orden verantwortungsvoll für eine solide ökonomische Basis ihres Engagements sorgen müssen. Mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit stehend sind sie jedoch aufgefordert, ihr gesamtes kreatives Potential zur Entwicklung einer alternativen, menschenfreundlichen und das Leben fördernden Ökonomie in die Waagschale zu werfen. Immer wieder werden dabei sowohl der Einzelne wie auch die Gemeinschaft als Ganze Kompromisse zwischen evangelischer Radikalität und wirtschaftlicher Notwendigkeit schlie-

²⁴ Ignatius von Loyola, Satzungen der Gesellschaft Jesu, Nr. 605, in: Ders., Gründungstexte. 757.

Ben müssen. Entscheidungen werden zu treffen sein, für die es unmöglich ist, im Vorhinein allgemeingültige Regeln aufzustellen. Und falls dies alles ein „jesuanisches Projekt“ bleiben soll, darf letztlich nicht kompromisslose Härte den Ton angeben, sondern vielmehr ein barmherziger Umgang mit Schwäche und Bedürftigkeit, auch mit der eigenen.

Die entscheidende Frage an die Glaubwürdigkeit der Ordensleute ist nicht, ob sie Zugeständnisse machen oder an der Überforderung auch immer wieder scheitern. Auch bleibt bei allem Gesagten selbstverständlich klar, dass ein Leben nach dem „Evangelischen Rat der Armut“ in keiner Weise ein „Sondergut“ ist, das die Nachfolge der Ordensleute in elitärer Weise von der Nachfolge, zu der alle Christen berufen sind, abhebt. Alle, die das Evangelium beim Wort nehmen, sind gefragt, ob sie von der „heiligen Unruhe“ und von der Sehnsucht vorangetrieben werden, „arm mit dem armen Jesus“ zu sein und ihm im „Sakrament der Armen“ in dieser Welt zu begegnen. Wenn davon nichts mehr spürbar ist, dann hat das Salz seine Kraft verloren. Dann mögen Christen vielleicht noch „effektiv“ im Sinne der Welt sein, „fruchtbar“ im Sinne des Reiches Gottes sind sie dann gewiss nicht mehr.

What does “the love of the poor” mean to Mary Ward? And how does this affect those who try to live out Mary Ward’s charisma, with regard to “the option for the poor”? The following article attempts an answer in three steps: First, “the poverty of the apostle” and “the service to the poor” is essential for the Ignatian way of life, which adopts Mary Ward as her own and as her community’s own. Secondly, the early biographies affirm “the love of the poor” as a practically lived reality of Mary Ward. Thirdly, Mary Ward’s radical option for the poor is not only a “thorn in the flesh” for the “Congregatio Jesu”, but is also a challenge and encouragement for all those people who struggle to find the way to Jesus even today.